

Der Gesellschafter.

Den 16. April

Beilage zum Nagolder Intelligenzblatt.

1847.

Schreiben eines Württembergers in Amerika an seine Verwandte.

Beifolgendes Schreiben wurde der Redaktion übermacht mit dem Bemerkten, dasselbe zum Nutzen und Frommen der vielen dießjährigen Auswanderer aus unserer Gegend bekannt zu machen.

Lieber Vater, theure Geschwister, geliebte Schwäger!

Meinem Versprechen gemäß ertheile ich Euch nach Jahresfrist die ohne Zweifel von Euch ersehnte Nachricht von meinem bisherigen Schicksal.

Was meine Reise anbelangt, so ging dieselbe gut von statten; ich machte sie von Ulm bis nach Rotterdam mit ungefähr 50 Personen, größtentheils aus Wetzlingen. Am 3. Okt. v. J. kamen wir um die Mittagszeit in Narnheim an, am nächsten Morgen gingen wir auf ein Dampfschiff, das uns schon am 6. Oktober Mittags nach Rotterdam brachte. Hier verweilte ich 5 Tage, trennte mich dann von meiner bisherigen Gesellschaft, die auf ein Schiff nach Neu-Orleans warierte, und bestieg mit 175 Personen am 11. Oktober ein dreimastiges amerikanisches Schiff, das uns am 14. Oktober von Helwingen auf das Meer führte. Das Schiff flog schnell und sanft auf der ebenen Meeresfläche dahin; die Witterung war warm, der Himmel heiter, doch am zweiten Tage gab es Wellen, unser Fahrzeug schaukelte hin und her, von einer Seite nach der andern, von hinten nach vorn, und den andern Morgen zeigte sich bei allen Reisenden, Kinder ausgenommen, die Seerkrankheit. Da dieselbe durchaus nichts Gefährliches hat, so erregten die blaffen, taumelnden Gesichter, die sich bemabe alle zu gleicher Zeit erdrachen, mehr Schmerz als Verorgnuß. Ich wurde bloß von Schwindel mit der gewöhnlichen Appetitlosigkeit befallen, aber nach wenigen Tagen jühlte ich mich in der gekündeten Seeluit wieder hergestellt. Fünf Tage verweilten wir uns im britischen Kanal, zwischen England und Frankreich. Auf unserer Seereise hatten wir zwar einige mal Sturm, allein es ängstete uns nicht; man stellt sich überhaupt eine Seereise gefährlicher vor, als sie wirklich ist; unangenehmer als ein mäßiger Sturm war mir gänzliche Winestille, wo das Schiff 12—16 Stunden auf derselben Stelle blieb. Nach 36 Tagen gelangten wir alle auf den Boden der neuen Welt, in der Stadt Neu-York gesund und wohlbehalten an. Hier verweilte ich drei Tage und ging dann zu einem alten Freunde und Amtsgenossen nach Philadelphia, 34 Stunden von hier, die man in sechs Stunden auf der Eisenbahn zurücklegt. Dieser hatte den Auftrag, einer deutschen Gemeinde in Detroit, Staat Michigan, einen Lehrer zu senden. Um zu dieser Stadt zu kommen, hat man 340 Stunden zu reisen. Diese Reise kostete mich so viel, als die Seereise, auch kam ich beim Umladen eines Wagens um einen Koffer von werthvollen Gegenständen, die ich aller angewandten Mühe ungeachtet nicht mehr erhielt. Als ich an Ort und

Stelle ankam, fand ich mich in meiner Erwartung betrogen, mußte einige Zeit auf eigene Kosten leben und hatte schlechte Aussichten. Ich blieb jedoch vom 1. Dezember bis 28. April theils in der Stadt, theils auf dem Lande, wo ich hatte Lehrer und Prediger werden können, und schlug mich so durch, indem ich drei Monate auf dem Land und zwei Monat in der Stadt gegen ganz mäßigen Gehalt von wöchentlich 6 fl. Unterricht ertheilte. Zu Ende April verließ ich meinen bisherigen Aufenthalt gegen alles Zureden, zu bleiben und bessere Zeiten abzuwarten, und kehrte wieder nach Philadelphia zurück; hier verweilte ich, bis ich vor 10 Tagen hieher berufen wurde, um eine Stelle der deutschen Schule der lutherischen Gemeinde anzutreten. Diese gewährt mir einen fixen Gehalt von 750 fl., auch habe ich Hoffnung, später durch Privatunterricht, die Stunde für 1 fl., mein Einkommen zu vermehren. Ich befinde mich also in Baltimore, einer lebhaften Handelsstadt von 120,000 Einwohnern, worunter 15,000 Deutsche, und werde so lange hier bleiben, bis sich mir eine schon vorläufig zugesagte Stelle in Philadelphia eröffnet, die mit einem Gehalte von 1000 fl. verbunden ist. — In diesem Lande kann ein thätiger Mann, der nichts als gesunde Glieder besitzt, aber Lust und Muße zur Arbeit hat, in 12 bis 15 Jahren ein schönes Vermögen erwerben und noch gut dabei leben. Doch ich theile Euch Einiges von diesem Lande mit; das hiesige Leben übrigens ganz darzustellen, ist eine reine Unmöglichkeit, man muß das Land und seine Bewohner selbst sehen und da leben, um eine klare und richtige Ansicht zu erhalten, denn Manches dürfte Euch mährchenhaft klingen, was doch vollkommen wahr ist. — Die Vereinigten Staaten Nordamerikas bestehen bis jetzt aus 29 einzelnen Staaten, wovon mancher drei- bis viermal so groß ist, als Württemberg; das Ganze ist ungefähr achtmal so groß, als die sämtlichen Staaten Deutschlands. An der Spitze der Regierung steht der Präsident, der alle vier Jahre neu gewählt wird, und das Ganze mit dem Kongress leitet; jeder einzelne Staat hat dann wieder seine eigene, beziehungsweise ganz besondere Regierung. Alle Beamte werden nach ein, zwei, drei bis vier Jahren wieder neu gewählt, keiner wird lebenslanglich angestellt, und keiner behält lebenslanglich seine Stelle, außer etwa Geistliche und Schullehrer, wenn sie nicht vorziehen, ihre Lage mit einer andern zu vertauschen, und dieser Wechsel bringt dem Lande durchaus keinen Nachtheil, sondern erhält alle Bürger des Landes im Gleichgewicht und läßt keinen Beamtenstolz aufkommen. Jeder Bürger, der fünf Jahre im Lande lebt, hat bei der Wahl mitzuzstimmen. — Das Land liegt mehr südlich als Deutschland, daher selbst auch der nördlichste Theil wärmer ist, als unser Vaterland, auch ist dabei unser längster Sommertag um eine Stunde kürzer, und unser kürzester Wintertag um eine Stunde länger, als bei Euch, somit ist die Tageszeit hier weniger verschieden. Die Sonne geht uns

wegen der westlichen Lage um sechs Stunden später auf und eben so lang später unter. Das Klima ist übrigens hier sehr gesund, mehr als im südlichen Theil, wo der Deutsche häufig der brennenden Sonnenhitze unterliegt; im Winter gibt es zwar auch ziemlich strenge Tage, aber die Kälte ist nicht anhaltend. Das Land ist bei seiner großen Verschiedenheit ungemein fruchtbar und alle Pflanzen schießen schnell und mit üppiger Kraft empor; Weizen, der erst im Dezember gesät wird, ist schon Ende Juni reif, wo auch schon viele Obstarten zu Märkte getragen werden; Wurzelreben tragen schon im ersten Jahre Trauben, ich sahe Weinstöcke an Häusern, die in einem Jahre Ruthen von 20 Schub trieben. Außer den deutschen Produkten gibt es noch viele Euch unbekanntes. Hauptsächlich baut man hier Weizen, Gerste, Hafer, sehr viel Welschkorn und Kartoffeln, Tabak u. s. w. Man trifft unzählige Arten von Waldbäumen an, Obstbäume, als: Aepfel-, Birnen-, Pflaumen-, (Zwetschgen arten aus) Pfirsich-, viele Nusarten u. Das Obst und der daraus bereitete Most ist von ungemeiner Süßigkeit. Außer vielem Brennholze gibt es unerschöpfliche Steingruben-Anlagen, viel Salze. Die Viehzucht wird im Großen ohne Mühe getrieben, Pferde, Ochsen, Kühe, Rinder, Schafe und Schweine laufen im Freien in umzäunten Plätzen, wo sie beinahe das ganze Jahr hindurch hinlängliches Futter finden.

Die Menschen befinden sich in diesem Lande wohl, wenn sie einmal eine feste Stelle haben; eingewanderte Familien dürfen sich übrigens in der Regel gefast machen, für die ersten paar Jahre unvorhergedachte Mühseligkeiten zu ertragen, denn wer auch noch Geld berüber bringt, muß von unten anfangen, der beste deutsche Handwerker muß hier wieder Lehrling werden, und er wie der Bauer zu Andern in die Schule gehn; auch nimmt das deutsche Geld schnell ab, da man nicht nach seinem Belieben leben kann, wenn man nicht in seinem Eigenthum ist, wie in Deutschland, und das Reisen kostspielig ist, denn es handelt sich hier nicht von 6-8 Stunden, sondern es geht hundertweise; Fußreisen finden keine statt, die Dampfkraft treibt hier den Menschen von einer Stätte zur andern.

Die Abgaben sind sehr gering, auch findet hier kein Standesunterschied statt, Jeder, der Fähigkeit hat, kann Beamter werden; der Arme hat Gelegenheit, sich ein Vermögen zu erwerben; die Kleidung selbst ist gleich, die Magd trägt ihr Kleid, Hut, Sonnenschirm, ja selbst Schleier, wie die Frau, die Landleute unterscheiden sich hierin nicht von den Städtern, auch die Sprache macht im Englischen, welches die Hauptsprache ist, keinen Unterschied; Jedes wird mit *thou* (du), so viel als Ihr angeredet, sey es nun Herr oder Knecht, Frau oder Magd u. c.; Pfarrer heirathen Bauermädchen, und manche Magd tritt nach dem Tode ihrer Frau an deren Stelle. Schimpfreden gegen das Gefinde werden nicht gehört, selbst der Lehrling wird mit Achtung behandelt, Schläge würden mit Gefängniß bestraft. Es findet kein Zwang statt, heute kannst du schneiden und morgen magst du irgend eine Handlung errichten. Gewöhnlich lernen die Amerikaner mehrere Handwerker, denn statt Lehrgeld zu bezahlen, erhält der Lehrling 60 bis 150 fl. Lohn. Ich kenne Bäcker und Konditoren, die in Deutschlands Bauernknechte waren. — Militärzwang findet keiner statt, das stehende Heer besteht aus Freiwilligen, die monatlich neben guter Kost und Monatur 20 fl. haben; da nur faule und liederliche Bursche in

der Regel eintreten, so stehen sie in keiner Achtung. Im Fall der Noth aber muß jeder Bürger vom 18ten bis 45sten Jahre das Vaterland verteidigen, wozu sich jedoch immer eine gebürige Anzahl Freiwilliger einstellen. — Jagd und Fischfang ist frei. Keine erlaubte Arbeit ist hier eine Schande; der reichste Kaufmann nimmt den Besen in die Hand und kehrt im Nothfall den Fußweg vor seinem Hause, der höchste Beamte und Geistliche schämt sich nicht, auf dem Markte Lebensmittel, als Eier, Butter, Fleisch u. dgl. einzukaufen und im Korbe nach Hause zu tragen. Nur das beschimpft hier den Mann, wenn er seine Frau oder Tochter eine schwere Arbeit verrichten läßt. Das weibliche Geschlecht wird überhaupt mit äußerster Schonung behandelt, so daß z. B. eine Magd ihrer Herrschaft nicht einmal die Stiefel putzen darf; der Herr versieht dieß lieber selbst. Man sieht es aber auch den Fingern dieser Damen an, die nichts thun, als Kochen, Waschen, Bügeln u. c., Abends nach sechs Uhr spazieren gehen und hiesfür jährlich 130 bis 200 fl. erhalten.

Die Kost ist überall ziemlich gleich, Morgens Kaffee mit Butter, Käse, Fleisch und Syrup, Abends statt des Kaffees Thee mit denselben Zugaben, der Mittagsiisch besteht hauptsächlich wieder aus Fleischspeisen, Butter, Kartoffeln und Süßigkeiten. Die Kost ist zwar nahrhaft, aber ein ewiges Einerlei, keine Suppen, keine Mehlspeisen, wenig Gemüse; meinem Geschmack sagt sie nicht zu, vielen deutschen Familien geht es ebenso, und sie leben deshalb auf deutschem Fuße; der Amerikaner ist bloß mit Gabel und Messer. Gesellschaftlich ist der Amerikaner nicht; wenn er ein Glas Bier, Wein oder Brantwein trinkt, so geschieht dieß stehend, und er verläßt die Stube sogleich wieder; das Familienleben ist hier die Hauptsache; doch gute Freunde kommen hie und da zusammen; es wird aber hiebei kein Aufwand gemacht, speist die Familie, so setzt man sich ja selbst bei ganz Fremden auf die überall vorkommende Einladung hin, und ist ohne Umstände, ohne sich zu bedanken. Die Reinlichkeit, Ordnung und Sauberkeit ist aufs Aeußerste getrieben; zerrissene Kleider beschimpfen nicht, aber ein schmutziges Hemd wird mit Abscheu betrachtet, auch der Bauer hat sein gebiegeles und gefaltetes Hemd, und in der ärmsten Familie findet man Alles blank gepußt, Fußreppiche von unten bis oben in Kirchen und Häusern sind etwas ganz Gewöhnliches. In ganz Amerika findet man keine Klöbe. Gewaschen wird in jeder Woche, damit keine alte Wasche das Haus verunreinigt. Hemden und anderes Weißzeug ist baumwollen und wohlfeil, leinen dagegen ist theuer. Die Häuser in Städten sind von Backsteinen aufgeführt, sauber und commod; auf dem Lande sind sie aus Brettern und innen vergyppst, arme Anfänger haben auf dem Lande Blockhäuser, d. h. Balken auf Balken geschichtet. Die Küche besteht aus einem Zimmer, in dem das ganze Jahr hindurch in der Regel auch gespeist wird, man hat hier ganz eigene Kochöfen, die gewöhnlich in der Mitte der Stube stehen.

Die Lebensmittel sind ebenso wohlfeil, ja zum Theil noch wohlfeiler als bei Euch, z. B. 1 Str. Mehl 5 fl., 1 Pfd. Fleisch 6 bis 9 kr., 1 Pfd. Salz 1 kr., 1 Pfd. Zucker und Kaffee 12 bis 18 kr. Auch ist hier Alles, was in Fabriken durch Dampfkraft hervorgebracht wird, äußerst billig, dagegen ist Alles sehr theuer, was bloß durch die Hände der Menschen geht. Es ist dieß auch natürlich, denn der Arbeitslohn steht sehr hoch, so daß

Achtung. Im
ten bis 45ten
jedoch immer
— Jagd und
ist hier eine
Besen in die
seinem Hause,
nicht, auf
Fleisch u. dgl.
tragen. Nur
ne Frau oder
Das weibliche
nung behan-
ast nicht ein-
ht dieß lieber
n dieser Da-
n, Bügeln zc.,
dieß für jährlich
orgens Kaffee
ends statt des
ittagstisch be-
Butter, Kar-
nabrhaft, aber
Mehlspeisen,
nicht zu, wie-
ie leben des-
ist bloß mit
Amerikaner
Branntwein
ist die Stube
Hauptfache;
nen; es wird
Familie, so
f die überall
mstände, ohne
und Sauber-
Kleider be-
wird mit Ab-
biegeltes und
e findet man
bis oben in
huliches. In
waschen wird
s Haus ver-
ist baumwol-
Die Häuser
sauber und
rn und innen
nde Blochhäu-
Die Küche be-
Jahr hindurch
hier ganz ei-
Stube stehen.
ja zum Theil
Mehl 5 fl.,
kr., 1 Pfd.
hier Alles,
gebracht wird,
er, was bloß
ist dieß auch
och, so daß

z. B. ein Tagelöhner von Morgens 7 bis Abends 6 Uhr, mit einer Freistunde dazwischen, 2 fl. 30 kr. erhält, und so geht es bei allen Ständen, bei Lehrlingen, Gesellen und Meistern. Die Hauptsache ist, um sich etwas zu erwerben, daß man sich von fremden Händen so viel als möglich unabhängig macht. — Was das kirchliche Leben endlich betrifft, so findet man alle möglichen Konfessionen und Sekten über Sekten, viele Ungläubige, aber auch Abergläubige, wie rechtschaffene und vernünftig denkende Christen, eine Menge Kirchen, die sowohl des Tages als des Nachts besucht und im Winter geheizt werden. Eine Stadt, die bei deutscher Einheit etwa sechs Kirchen bedürfte, besitzt hier zwanzig. Eine Kleinigkeit spaltet hier eine Gemeinde, und in zwei Monaten steigt schon ein neuer Tempel empor. Die Geistlichen haben hier ein großes Feld und mancher schwachtende Predigamt's-Kandidat Deutschlands könnte hier ein Arbeitsfeld finden, aber freilich dürfen sie hier nicht aufs Rudelpolster liegen und bloß eine Predigt ablesen oder einen Psalmen verleien und dann mit hoher Autorität um sich blicken und eine fette Pfründe verzehren. Wer etwas um Gottes Willen von diesen Herren thun will, der komme hieher.

Nun werdet Ihr vielleicht fragen, was ich auf das Einwandern nach Amerika halte, und wem ich es anrathе? Ich habe Euch hierauf zu erwiedern, daß ich Niemand diezu auffordere, um keiner Verantwortlichkeit oder Vorwürfen ausgefetzt zu werden, denn so viel ist erwiesen, daß es Anfangs den Wenigsten hier gefällt, außer jungen Mädchen, welche sogleich Hüte und Schirme tragen und sich städtisch kleiden müssen, und immer Stellen haben können. Denket Euch einen Menschen in fremdem Lande, wo er keine Verwandte, keine Freunde hat, wo ihm überall eine fremde, die englische Sprache entgegen tönt, die übrigens Kinder sehr leicht schon in einem halben Jahre lernen, und lieber sprechen, als ihre deutsche Muttersprache, in einem Lande, wo unbekannte Sitten herrschen, wo selbst die Werkzeuge, die wir gebrauchen, wenn auch besser, doch uns ungewohnt sind. Hier steht der Mensch beim Eintritte auf der ungewohnten Scholle Erde, und sucht einen Zufluchtsort auf unbekanntem weitem Boden, das heimathlich Gute vergrößert sich in seinen Augen und er denkt nicht mehr an die Sorgen, die ihn aus dem alten Vaterlande verschleuchten, das Gute, das sich ihm im neuen Lande darbietet, mißkennt er, und das Heimweh stellt sich ein. Das ist aber auch wahr, wer sich einmal das Fremde angeeignet hat, oder bei nahen Verwandten eintreten kann, der zieht ein Leben dem in Deutschland vor; er ist viel freier. Zwar sind auch hier Unvollkommenheiten und die gebratenen Tauben fliegen Keinem auf der Straße in den Mund. Auch hier ist er an Geseße gebunden, aber sie sind nicht so drückend als in Deutschland, und man braucht keine Komplimente vor Beamten, Dorfschützen und Bettelvögeln zu machen; letztere bedarf man hier nicht, denn es gibt in Wahrheit weder Bettler noch fectende Handwerksbursche, und wahrhaft Unglückliche, die nicht arbeiten können, werden von allen Seiten unterstützt. Mancher, der sich hier ein Vermögen erwarb, wollte, von Sehnsucht getrieben, dasselbe im alten Vaterlande mit Ruhe genießen, aber die Meisten fanden sich getäuscht und kehrten wieder um. Ich selbst hoffe und wünsche, wenn mir Gott Leben und Gesundheit schenkt, nach 6 bis 8 Jahren Deutschland noch einmal zu sehen und Euch und andere

gute Freunde zu besuchen, aber dann hier mein Leben zu beschließen. Aelteren Personen rathe ich übrigens das Auswandern nicht, auch Beamte, Schreiber, Kaufmanns-schwengel und was dergleichen ist, finden hier keinen Absatz, mancher Schreiber, ja Advokaten haben sich schon genöthigt, mit Hauen und Schaufeln an Kanälen und Eisenbahnen ihr Brod zu verdienen; in Amerika gilt das Sprüchwort: Hilf dir selbst!

Die Marquise von Brinwilliers.

Kurze Zeit nach seiner Freilassung bewirkte St. Croix auch die Exil's, nahm ihn in sein Haus, und mit diesem Zeitpunkte beginnt die Laufbahn jenes Satans in Menschengefalt, welcher den Namen Weib führte.

Bisber war sie nur mit Ehebruch besleckt gewesen, allein solche Seelen machen auf der Bahn des Verbrechens schnelle Fortschritte, und es bewies sich, daß St. Croix sie richtig beurtheilt hatte, denn es gibt gewisse Kennzeichen unter den Bösen wie unter den Guten, jeder entbült seine wahre Gestalt, und St. Croix lächelte, als er sah, welches Geistes die Marquise war.

St. Croix lehrte sie bald alle seine Geheimnisse, worüber sie eine teuflische Freude auferte und zugleich Schülerin und Mitschuldige zweier Bösewichter begann diese Frau ihre Vergiftungen dadurch, daß sie — ihren Vater mordete.

Auf den Knien vor ihm liegend und ihn um Verzeihung bittend, sah sie mit ruhiger Miene, wie der Greis das ihm von ihr bereitete Gift verschluckt. Um jedoch den Verdacht von sich abzuwenden, heuchelt sie Frömmigkeit, geht zur Beichte, nimmt das Abendmahl, besucht Kirchen und Hospitäler und erntet überall Lob und Segenswünsche.

Im Hotel Dieu vertheilte die Schändlune vergifteten Zwieback, der den Tod in einer bestimmten Zeit bewirkt, und Alle, die davon genossen, kamen um.

Ein mit der Marquise erzogenes Mädchen, Namens Martha Descloseau, war Kammerjungfer bei ihr geworden; dieses Mädchen war sanft und gut und wurde von Jedermann geliebt, selbst Frau von Brinwilliers liebte sie; allein als diese eines Tages einen Versuch mit Gift machen wollte, wählte sie dieses arme Geschöpf und gab ihr vergifteten Schinken zu essen; die Marquise hatte jedoch die Dosis nicht stark genug gemacht, und Martha entging dadurch dem Tode, war aber lange Zeit so krank, daß man an ihrer Wiedergenesung zweifelte und sie auch nie wieder so gesund wie vorher ward.

Die Marquise wurde durch diesen Vorfall belehrt, daß ihr Gift nicht gehörig bereitet sey; sie verstärkte daher dessen Kraft und benutzte diese Mischung, um damit ihren Vater in einer Tasse Bouillon zu vergiften, die sie ihm eigenhändig in seinem Landhause zu Offement reichte.

Der Tod des Herrn d'Aubray erregte keinen Verdacht, sein Sohn folgte ihm in seiner Stelle als Civil-Lieutenant und war gleichfalls in das Verdammungs-Urtheil mit inbegriffen, welches das Ungeheuer, das ihn Bruder nannte, über ihre Familie ausgesprochen hatte.

Um keinem Hindernisse bei Ausführung ihrer Pläne zu begegnen, hatte die Marquise ihren Bruder bewogen, einen ehemaligen Kammerdiener St. Croix in seine Dienste zu nehmen. Dieser Mensch hieß Hamelin Lachaussee, kannte alle Geheimnisse der verbündeten Bösewichter und verstand ihr Gift in den vorgeschriebenen Dosen zu geben.

Die Dosis, welche er von der Marquise beauftragt wurde, ihrem Bruder zu geben, that er in Burgunder Wein, den dieser gewöhnlich trank, allein durch die Beimischung des Giftes war der Wein so bitter geworden, daß der Civil-Leutenant ihn nicht trinken konnte.

Lachauffee kam dadurch nicht in die geringste Verlegenheit, entschuldigte sich damit, daß in dem Glase Medizin gewesen und es nicht gut gereinigt sey, setzte jedoch seine Vergiftungsversuche für jetzt nicht weiter fort.

Zwei Jahre später wurde das Todesurtheil von Neuem gefällt, und diesmal gelang es, ihn zu morden.

Herr Mubray und sein Bruder, der Parlamentsrath war, wollten einige Tage in demselben Landhause zubringen, in welchem ihr Vater durch seine Tochter ermordet wurde; unter den Gerichten, die man beim Mittagessen auftrug, befand sich eine vergiftete Tauben-, Pastete, und sechs Freunde, die mit den beiden Brüdern davon aßen, wurden ein Opfer des Todes, der Civil-Leutenant starb erst einige Wochen nachher, und obgleich bei Sezierung seines Leichnams sich Spuren der Vergiftung zeigten, so fiel doch kein Verdacht auf dessen Schwester. — Wer hätte aber auch in der Schwester die Mörderin suchen wollen.

Lachauffee trauerte um seinen Herrn und trat in die Dienste des Parlamentsrath, der seinen Bruder nur sechs Wochen überlebte und Lachauffee eine Leibrente von 300 Livres oder 700 Franks in jegiger Wahrung vermachte.

Exili war abgereist; er hatte sich aus Frankreich entfernt, und hinterließ seinen Schülern reichlichen Vorrath an Gift, um den Tod nach allen Seiten hin schleudern zu können. Dieser Exili schien ein der Hölle entsprungener Teufel zu seyn, dessen Bestimmung war, zu tödten und zu zerstören. Die Zeit, welche auf seine Abreise folgte, ist die Periode, in der die Marquise und St. Croix sich ihren ungesättigten Rachegefühlen ganz überließen.

Die beiden Brüder der Marquise waren zweifach zum Tode verurtheilt worden, einmal durch St. Croix, der sich an ihnen wie an ihrem Vater wegen des Jahres Gefangenschaft in der Bastille rächen wollte, und dann durch die Marquise, welche das Verbrechen aus Rache, Habsucht und Mordlust bezog.

In einer der Unterredungen, aus welchen die Marquise nie zurück kam, ohne den Tod irgend einer Person beschlossen zu haben, wurde auch dem Herrn von Brinwilliers das Urtheil gesprochen, allein St. Croix, der die Marquise mehr fürchtete als liebte, schauderte bei dem Gedanken, sie zur Gattin zu haben; er verabschrute eine solche Verbindung, und das bewog ihn, zum ersten Male einem Verbrechen entgegen zu arbeiten.

Die Marquise wollte Niemand damit beauftragen, ihren Gatten zu morden; sie gab ihm deßhalb mit eigenen Händen eine Tasse Chocolate, in welche sie von demselben Gifte gethan hatte, wodurch ihr Vater getödtet wurde, nur gebrauchte sie die Vorsicht, eine stärkere Dosis zu nehmen und erwartete lachend die Wirkung des höllischen Trankes, sie blieb jedoch aus, denn St. Croix hatte beschlossen, daß Brinwilliers am Leben bleiben und seine Gattin behalten sollte.

In der Kunst des Mordens erfahrener als die Marquise, kannte St. Croix nicht allein die Kraft des Giftes, sondern auch die Mittel, dessen Wirkungen zu hemmen; er gab daher dem Marquis von Brinwilliers ein Gegen-

gift, welches die teuflischen Absichten der Marquise scheitern machte, und jeden Morgen schäumte sie vor Wuth, wenn sie den wieder erwachen sah, welchen sie für immer eingeschlafert glaubte. Sie verdoppelte die Dosis, jedoch vergebens, und dieß bestimmte sie, ein anderes noch stärkeres Gift zu wählen, und da sie St. Croix am meisten bei dem Morde ihres Gatten interessirt glaubte, so zog sie ihn darüber zu Rathe. Der tödtende Trank wurde nun Brinwilliers in einer neuen Mischung gereicht, aber auch deren Wirkung verhinderte St. Croix, so daß der jeden Tag aufs Neue vergiftete und wieder gerettete Marquis durch dieses Mandore seine Gattin überlebte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Oftercier.

Der kalte Mann bläst noch vom Berg herab,
Der Lenz schläft noch im stillen Grab;
Kein Schäfflein zieht zur grünen Heide,
Und auch der Baum hat noch kein frisches Kleid.

Es klappert wohl der Storch auf hehem Dach,
Doch wird kein Blümchen davon wach,
Und in des Balbes Mitte nacht
Lebt noch kein Gräschen, das zur Sonne lacht.

Der Heiland trug sein Kreuz nach Golgatha,
Im blutigen Schmutz stand er da;
Er starb, dann fuhr ein Blitz herab,
Und leuchtete hinein bis in sein Grab.

Schon zünden Engel ihre Lampen an,
Schon kommen sie, sie schauen und nahen;
Der Morgenstern wirft ein'n Kranz herab
Zum Oftergruß, als erste Oftergab.

Kommt, Kinder, kommt zum großen, weiten Baum,
Da ist für viele Kinder Raum;
Da winken Oftergaben, bunt und roth,
Sind auch des Baumes Zweig noch still und todt.

In unfrem Herzen grünt ein reiches Land,
Dem ew'gen Vater wohl bekannt;
Da blüht ein Lenz, die Nachtigall,
Der Kind'rfreude, schlägt schon überall.

Und diesen Frühling habt Ihr uns geschenkt,
Die Ihr so freundlich an uns denkt;
Drum schenken wir auch Euch von unfrem Glück,
Das ist des Dankes froher Himmelsblick.

Gemeinnütziges.

Den Weinwirthen wird gerathen, die Fässer nicht mehr zu schwefeln, sondern mit einer brennenden Muskatnuß auszurauchern. Für ein fünf- bis sechs-eimeriges Weinfäß braucht man ein halbes Loth dieser Frucht. Wenn das geschieht, ist aller Zweifel im Wein gehoben.

Räthsel.

Bezogen halb, wie andres Kaufmannsgut,
Von einem Stavelblag,
Bald schwer erkämpft mit männlich hohem Muth,
Ein mehr als goldner Schag,
Dort Waare, wie dem Spectulanten sie
Zuwirft das rothe Gluck,
Hier durch und durch die schönste Poesie
Mit selz trunknem Blick
O Rosenkranze, die die Welt entzückt,
Stolz, reich, von Zukunft voll!
Ach Dyrclamm, für den Altar geschmückt,
Auf dem es sterben soll!

Auflösung des Logogryphs in No. 29:

Wein, Lein, Nein, Pein, Stein, Wein.